

Ma

Ein wichtiger Hinweis!

Termin bitte vormerken!

Am Mittwoch, dem 7. September 1983 findet der diesjährige **Pastorentag** in Wyk auf Föhr statt.

Als Referent konnte **Prof. Manfred Josuttis** aus Göttingen gewonnen werden. Er wird zu dem Thema sprechen: Der Pastor und seine Brüder (und Schwestern).

Die Themen dieser Nummer

Am 23. Januar 1983 wird auf der Nordelbischen Synode der neue Bischof für den Sprengel Hamburg gewählt. Zwei Kandidaten haben sich zur Wahl bereit erklärt: Der Theologieprofessor Peter KRUSCHE und der Hauptpastor Dr. Lutz MOHAUPT.

FORUM stellte **neun Fragen an die Bischofskandidaten**. Ihre aufschlußreichen Antworten stehen in vergleichender Nebeneinanderstellung auf den Seiten 2–13.

Außerdem als Glosse zur Kandidatenfindung: ROSTRA

Neun Fragen an die

Bischofskandidaten

1. Uns interessiert die innere Entwicklung, die Sie als Theologen und Pastor bestimmt hat. Von welchen theologischen Lehrern haben Sie gelernt, in welchen theologischen Auseinandersetzungen hat sich Ihre theologische Stellung profiliert?

Prof. Peter Krusche

Zu Frage 1:

Während meiner Studienzeit von 1945 bis 1948 in Erlangen stand ich stark unter dem Einfluß der beiden lutherischen Systematiker P. Althaus und W. Elert. Besonders der letztere hat mich durch seine »Morphologie des Luthertums« mit reformatorischer Theologie, insbesondere dem lutherischen Kirchenverständnis, vertraut gemacht. Daß die Kirche »creatura verbi divini« ist und bleibt, daß sie durch die öffentliche Verkündigung des Evangeliums und durch die einsetzungsgemäße Verwaltung der Sakramente mit Christus verbunden ist und so die Verheißung der Dauer in die Zukunft hinein hat (CA VII) – diese Lehraussagen wurden von Elert in den Zusammenhang der **Kreuzestheologie** Luthers gestellt. Der Zusammenhang zwischen Kirche und leidendem Christus gab seiner Ekklesiologie einen Tiefgang, der mich über die Jahre hinweg beeindruckt und zum eigenen Nachdenken provoziert hat.

Während meiner zweiten Ausbildungsphase am Predigerseminar und im Gemeindevikariat wurde ich mit dem Werk K. Barths und R. Bultmanns bekannt. Beide haben meine Entwicklung als Theologe und Pastor bestimmt, wobei Bultmann mir als exegetischer Lehrer zu einer vertieften, historisch-kritischen Auslegung biblischer Texte verholfen hat. Den Bultmannschülern H. Conzelmann und E. Käsemann verdanke ich weiterführende Impulse für eine text- und zeitgemäße Textinterpretation, die ich später in eigenen Publikationen, etwa zum Galater- und Epheserbrief, vor allem aber als Bibelarbeiter bei den Evangelischen Kirchentagen in Dortmund (1963), Köln (1965), Hannover (1967) und Nürnberg (1979) praktizieren konnte.

Abgesehen von den ständigen theologischen Auseinandersetzungen mit meinen Studenten in den Lehrveranstaltungen der letzten 15 Jahre, die ihren eigentlichen Kulminationspunkt gleich zu Anfang meiner Professorentätigkeit in der Begegnung mit einer aufsässigen, revolutionär gesonnenen Studentengeneration (1968–1974) erreichten,

Hauptpastor Dr. Lutz Mohaupt

Zu Frage 1:

An erster Stelle muß ich Helmut Thielicke nennen, mit dem ich mich seit dem Studium verbunden weiß und bis heute in einem intensiven Gedankenaustausch befinde. Sein theologisches Denken ist von einer weltoffenen Zuwendung zur Wirklichkeit des menschlichen Menschen gekennzeichnet, dies bei einer klaren Verankerung in der biblischen und reformatorischen Theologie, und das ist für mich prägend geworden. Ich habe auch versucht, bei dem Prediger Helmut Thielicke in die Schule zu gehen, und orientiere mich nach wie vor an seinem Vorbild und seinem Rat.

Für meine eigene theologische Position war auch die Zusammenarbeit mit Wenzel Lohff wichtig. Sie begann ebenfalls während des Studiums und durchzog besonders meine sechsjährige Tätigkeit im Lutherischen Kirchenamt der VELKD, als Lohff Vorsitzender und ich Geschäftsführer des Theologischen Ausschusses waren. Die Bedeutung der lutherischen Bekenntnisschriften für die Theologie und das kirchliche Handeln in der Gegenwart steht seither für mich fest.

Weiter möchte ich Gerhard Ebeling nennen, von dem ich viele Anregungen erfahren habe durch die Präzision und Sorgfalt des auslegenden Verstehens überkommener Texte und Positionen – von der Bibel über die mittelalterliche Theologie bis hin zu Luther und Schleiermacher.

Und dann darf ich auch Hans-Otto Wöber nicht vergessen, der in seinem unverwechselbaren Stil danach fahndet, zeitgeschichtliche Analyse und theologische Diagnose in Impulse kirchenleitenden Handelns umzusetzen. An dieser Bemühung habe ich einige Jahre lang als Lernender und auch als Gesprächspartner teilgenommen.

Diese Namen vor allem haben mich theologisch geprägt und mich unter anderem zu der Erkenntnis geführt, daß die Wahrheit unseres Glaubens sich auch in kritischen Auseinandersetzungen bewähren muß, zum Beispiel in der Auseinandersetzung mit der Gott-

waren es vor allem zwei Arbeitsprojekte, die mir zu einer Profilierung der eigenen theologischen Stellung verhalfen.

Erstens die Mitarbeit in der ökumenischen Studiengruppe zum Thema: »**Strukturen missionarischer Gemeinden**« (1963–1968). Unter dem Vorsitz des holländischen Missionstheologen J. Chr. Hoekendijk und der Projektleitung von H.-J. Margull, dem nachmaligen Hamburger Missionswissenschaftler, wurde ein Studiendokument erarbeitet, das in verkürzter Form unter dem Titel »Kirche für die Welt« der Weltkirchenkonferenz in Uppsala (1968) zur Beschlußfassung vorlag. Während die Bemühungen unter der Losung »missionarischer Gemeindeaufbau« bei der vorhandenen Ortsgemeinde und ihren überkommenen Strukturen ansetzt, unter dem Aspekt: Wie erreichen wir die der Kirche Entfremdeten?, geht die ökumenische Studie anders vor. Sie setzt gleichsam »draußen« an. Ein Kritiker hat dazu bemerkt, daß hier die Methode der Korrelation, wie sie P. Tillich im Bereich des theologischen Denkens praktiziert hat, auf das kirchliche Handeln angewendet wird: »Die veränderte Welt stellt sich der Gemeinde als Frage. Weder ist noch erzeugt diese Frage schon die Antwort, die die Gemeinde vielmehr allein auf Grund des Evangeliums zu geben hat. Aber sie gibt diese Antwort nicht ins Leere, sondern im Horizont der von der Welt an sie ergehenden Frage« (W. Krusche).

Im Rückblick wäre zu sagen, daß »Kirche für andere« offenbar zu wenig mit der Beharrungskraft überkommener **volkskirchlicher Strukturen** gerechnet hat, für deren formale Geltung gerade auch die distanzierten Kirchenglieder plädieren – man denke nur an die Inanspruchnahme der Amtshandlungen. Dennoch hat sich für mein theologisches Nachdenken der Impuls missionarischer Präsenz der Kirche bei den Fragenden und Gleichgültigen unserer Zeit auch in einem zweiten Arbeitsprojekt durchgehalten. Ich meine die Entwicklung des Konzeptes der »**Predigtstudien**«, an der ich seit 1968 als Mitherausgeber und Autor von Predigthilfen für Pastoren beteiligt bin. Die programmatische Äußerung von E. Lange, dem eigentlichen Begründer, daß die Kirche zur Predigt durch eine konkrete »homiletische Situation« herausgefordert wird, in der die Relevanz ei-

vergessenheit unserer modernen Welt und dem methodischen Atheismus von Naturwissenschaft und Technik. Die Gefahr, daß unsere klare Rede von Gott als einem personalen Gegenüber und unser Zeugnis von der Rechtfertigung durch Jesus Christus verschwimmen, gibt es ja auch immer wieder in Kirchen und Theologie.

nes biblischen Textes für die Hörer zu klären und zu bezeugen ist, knüpft deutlich an den Ansatz der Studie »Kirche für andere« an. Sie vertieft diesen Ansatz allerdings, wenn sie die Situation des Predigers als »Situation der Anfechtung« definiert – und so die Verbindung zwischen öffentlicher Verkündigung des Evangeliums und leidendem Christus herstellt.

2. Mehr noch als seine Lehrer prägen den Pastor die Erfahrungen in Amt, Kirche und Leben. Welche Erfahrungen sind für Ihre Auffassung vom Pastorenberuf und für Ihr Selbstverständnis als »Mann der Kirche« besonders wichtig gewesen?

Zu Frage 2:

Die Erfahrungen, die meine Auffassung vom Pastorenberuf geprägt haben, konzentrieren sich im wesentlichen auf zwei durchaus verschiedene Arbeitsfelder. Als Landesjugendpfarrer (1956–1962) und davor als Schülerpfarrer stand ich in einer religiösen Aufbruchsituation, die es notwendig machte, aufgebrochene Fragen zu vertiefen, mit der biblischen Botschaft zu konfrontieren und vor allem mit der Wirklichkeit der Kirche vor Ort zu verknüpfen. Dabei zeigte sich, daß dem Pastor besonders auch im Generationsprozeß der Gemeinde eine Schlüsselrolle zukommt: Er zieht als Person, deren Leben mit einem grenzüberschreitenden geistlichen Auftrag verknüpft ist, Vertrauen auf sich; denn die Wahrheit kommt immer nur über die Person! Aber er steht als Pastor im Amt vor der Aufgabe, Vertrauen in selbständige und freie Beteiligung am Leben der Gemeinde umzusetzen – was nicht erst seit heute zu Distanzerfahrungen und Enttäuschungen auf beiden Seiten führt. Insofern ist Thema »Jugend und Kirche«, das erst neuerdings (1980) wieder auf einer Synode der EKD behandelt wurde, eine Anfrage an die Volkskirche und ihre Pastoren überhaupt. Traditionseinbrüche erweisen sich dann als gefährlich, wenn sie das Gespräch zwischen den Generationen lähmen. Der Pastor als »Bürge« guter Tradition kann seine Gesprächsgelegenheiten nutzen, den Kommunikationsprozeß aus dem Evangelium neu anzuknüpfen und

Zu Frage 2:

Es sind zwei Grunderfahrungen, die ich hervorheben möchte, weil sie mich seit meiner Ordination begleitet haben: die Freude über die fortwirkende Kraft unserer Botschaft und der Schmerz über die mangelhafte Art, wie wir ihr dienen. Nicht einmal in Zeiten der Schrumpfung, der Krise und der Zukunftssorgen bringen wir es fertig, wirklich zusammenzustehen. Ringen wir unablässig und ernsthaft genug um den lebendigen Konsensus in der Verkündigung des Evangeliums und der Ausrichtung der Sakramente, von dem in Artikel 7 der Confessio Augustana die Rede ist? Das hätte ja Auswirkungen auch auf die Art, wie wir in unserer Kirche miteinander umgehen. Nur auf einem solchen gemeinsamen Fundament kann die Vielfalt von konkreten Einstellungen, Frömmigkeitstypen und geistigen Orientierungen in unserer Volkskirche für unseren gemeinsamen Dienst förderlich sein.

Auf der anderen Seite gibt es keinen Anlaß zu Pessimismus oder Resignation. Wer ein einziges Mal erlebt hat, wie in einem seelsorgerlichen Gespräch der Trost des Evangeliums erfahrbar wurde, wem nur ein einziger der Kirche entfremdeter Mensch bekannt hat, er sei mit Gott doch noch nicht am Ende, der kann nicht aufstecken. Wir brauchen als Pastorinnen und Pastoren in ganz neuer Weise den Austausch über ermutigende Erfahrungen mit unserer Botschaft, die dankbare Mitfreude über jedes kleine Stück gelunge-

nen pastoralen Dienstes anderer und die wechselseitige Fürbitte. Das würde in unsere ganze Kirche ausstrahlen. Es wäre auch die angemessene Antwort darauf, daß viele haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter in diesem Geiste vorangehen und so das Ganze der Kirche mittragen.

dafür Bündnispartner und Mitarbeiter zu gewinnen. Als Dekan in Coburg (1962–1967) war ich in einer Situation, die eine kritische Vertiefung der im Reisedienst und in der Leitung eines großen Mitarbeiterstabes gewonnenen Erfahrung erlaubte. Die Verbindung von Gemeindepfarramt und Kirchenleitung auf der sog. mittleren Ebene war in diesem großen, von eigenständiger Tradition an der Grenze zur DDR geprägten Dekanat als eine wohl theologische als organisatorische Herausforderung. Als Arbeitsschwerpunkte erscheinen mir nachträglich: die theologische Fortbildung der Pfarrer, der Ausbau von Gemeinde- und evangelischen Bildungsseminaren, die notwendige Bautätigkeit im Zusammenhang mit dem Gemeindeaufbau und die gemeinsame Arbeit an dem Vorhaben: »Die Gemeinde entdeckt die Mission«. Letzteres wurde von sämtlichen Gemeinden, Pfarrern und Mitarbeitern getragen und wuchs sich zu einer bis heute stabilen Partnerschaftsbeziehung zu einem Dekanat der lutherischen Kirche in Tanzania aus. 1965 wurde der erste Pfarrer von Coburg auf die Missionsstation Brand entsandt (inzwischen sind vier weitere Coburger Pfarrer gefolgt); 1979 wurde der erste lutherische Pastor aus Tanzania zum Dienst als Pfarrer in Coburg eingesetzt. Nicht nur die finanzielle Unterstützung dieser Partnerschaft, sondern vor allem der geistliche Austausch erweisen sich als fruchtbar. Die volkskirchlichen Probleme in einem traditionell »unkirchlichen« Gebiet, die einen besonderen Akzent bei den Amtshandlungen beim Kontakt mit distanziert partizipierenden Sympathisanten notwendig machten, haben mein Verständnis von einer »Kirche im Übergang« geprägt. Die theologische und organisatorische Durchsetzung eines auf Mission abzielenden Projektes hat mir dazu verholfen, den Stellenwert einer offenen Kooperation mit durchaus unterschiedlich motivierten Partnern, bei gleichzeitiger klarer Zielbestimmung und Kompetenzabgrenzung, einzusehen und in mein Selbstverständnis als »Mann der Kirche« zu integrieren.

3. In welchen Zeiterscheinungen sehen Sie die wesentlichen Herausforderungen, Aufgaben und Probleme, denen sich unsere Kirche und ihre Pastoren zu stellen haben?

Zu Frage 3:

Zu den **Zeiterscheinungen**, die eine Herausforderung an unsere Kirche und ihre Pastoren darstellen, zähle ich: die weltweite Diskussion um die Aufgabe der Friedenssicherung im Schatten drohender Eskalation atomarer Aufrüstung; die Erschöpfung der Ressourcen unserer **Umwelt** und die notwendige Neuorientierung unseres Denkens und Konsumverhaltens an den »Grenzen des Wachstums« und der **Notwendigkeit des Teilens** – auch im Nord-Süd Gefälle; die Frage nach den Menschenrechten und nach der Würde des einzelnen Menschen angesichts ihrer Bedrohung durch menschenverachtende Ideologien und staatlichen Machtmißbrauch; die Sehnsucht nach der **einen Kirche** im Kontext der Diskussion um den Weltkirchenrat und die Rolle des Papstes; schließlich: die Zuspitzung der **Sinnfrage** durch die Erfahrung einer tiefgreifenden Identitätskrise gerade in unserem Kulturkreis – und damit das Zurückgeworfensein auf die Frage nach dem Gott, der unser Schicksal in seiner Hand hält.

Zu Frage 3:

»Furcht ist nicht in der Liebe«, heißt es im 1. Johannesbrief. Dabei ist dieser Brief von dem Bewußtsein geprägt, in der Endzeit zu leben. Ein solches Bewußtsein ist unserer Zeit nicht so ganz fremd. Nun weiß ich nicht, wie nahe wir am Abgrund stehen und ob uns der atomare Holocaust oder die große Umweltkatastrophe erwarten. Ich weiß aber, daß die gewachsene Angst vor der Zukunft eine Reaktion ist. In dieser Situation sind wir der Welt als Zeugnis schuldig, daß in der Liebe keine Furcht ist, ganz gleich, welches Ende auf jeden von uns und auf unsere Erde als ganze wartet. Begrenzt sind die Zeitspannen in dieser Welt allemal. Gottes Liebe aber währt in Ewigkeit. Das klingt etwas fromm und ist, auch so gemeint. Es könnte uns aber Mut und innere Freiheit geben, uns und unseren Zeitgenossen, damit wir die fälligen Verzichte zu leisten und die notwendigen Schritte zu wagen vermögen, die unsere Weltgesellschaft etwas gerechter, unsere Natur etwas weniger belastet und den Frieden etwas sicherer machen. Ich habe damit nur eine der Zeiterscheinungen herausgegriffen, die uns heute herausfordern. Es ist aber meines Erachtens eine der wichtigsten.

4. Gehört Ihrer Ansicht nach zu den kirchlichen Weltdiensten (Entwicklungsdienst, Mission) auch die kirchliche Umweltverantwortung dazu?

Zu Frage 4:

Ich würde es begrüßen, wenn zu den kirchlichen Weltdiensten – Entwicklungsdienst und Mission – die Dimension kirchlicher **Umweltverantwortung** hinzugenommen werden könnte. Allerdings müßte dazu die Arbeit an einem theologisch begründeten Auftrags- und Handlungskonzept verstärkt werden. Gegenwärtig stößt die Kirche im Rahmen ihrer theologisch-sozialethischen Verantwortung unter den verschiedensten Themenstellungen auf das Problem Umwelt. So hat die Herbsttagung 1982 der EKD-Synode in Berlin festgestellt, daß die kirchliche Mitverantwortung für die Arbeitswelt zu einer Rückbesinnung auf die Schöpfung im Sinne unserer na-

Zu Frage 4:

Die Kirche ist nicht wie Atlas, der die Weltkugel schultert, sondern wie Johannes der Täufer, der mit ausgestrecktem Arm auf das Lamm Gottes zeigt, das die Welt – insbesondere deren Sünde – trägt. Ich will damit folgendes sagen: Die Frage ist gar nicht, ob es eine Umweltverantwortung der Kirche gibt, sondern wie sie aussieht und worin sie besteht. Begründet ist sie in erster Linie in der Lehre von der Schöpfung. Zu deren Hauptproblemen gehört die Erkenntnis, daß die Folgen menschlichen Handelns für die von Gott geschaffene Welt von Anfang an ambivalent waren: Der Mensch bebaut und bewahrt, aber er beherrscht und zerstört auch.

türlichen Lebensgrundlagen nötig. Es stellt sich die **Frage**: Wie müssen Wirtschaft und Arbeit gestaltet sein, damit sie das Lebensrecht aller Geschöpfe und das Gestaltungsrecht kommender Generationen achten? Ehe nicht diese und ähnliche Grundsatzfragen zumindest in Umrissen abgeklärt sind, wird man organisatorische und personelle Regelungen im kirchlichen Bereich behutsam anzugehen haben.

Hier muß also die Lehre von der Sünde mit einbezogen werden. Es ist keine Form menschlichen Handelns in unserer Lebenswelt theologisch denkbar, die jene Ambivalenz endgültig hinter sich hätte. Es gibt immer unvorhergesehene und ungewollte Folgen, und es gibt immer um guter Ziele willen in Kauf genommene negative Folgen. Darum tut sich die Kirche als ganze so schwer, eine bestimmte umweltpolitische Konzeption zu unterstützen. Auch das beste Konzept würde sich auf die Wirklichkeit einer gefallenen Welt richten.

Gerade diese Einsicht aber macht die Kirche beweglicher zur Wahrnehmung ihrer spezifischen Umweltverantwortung: Sie kann vielfach – verglichen mit anderen Gruppen und Institutionen in unserer Gesellschaft – in der Beobachtung der Folgen menschlichen Handelns sensibler sein und in der offenen Benennung von Gefahren freier, kritischer gegenüber unausgesprochenen Interessen und friedensfördernder in bezug auf die einsetzbaren Mittel.

5. Seit einiger Zeit ist auch die Pastoren-Ehe ins Gerede gekommen. Was sagen Sie zu diesem Thema?

Zu Frage 5:

Daß die Pastoren-Ehe, wie Sie schreiben, ins Gerede gekommen ist, hängt mit der öffentlichen Stellung des Pastors als kirchlicher Amtsträger genauso zusammen wie mit seiner Zeitgenossenschaft. Geht man von der letzteren aus, so ist festzustellen: auch die schwachwache Theologengeneration partizipiert aufgrund ihrer lebensgeschichtlichen Vorgaben an der in der öffentlichen Diskussion hochgradig präsenten »Krise der Ehe«. Es ist angesichts dieser Wirkung von zweitrangiger Bedeutung, welche Motive sich mit dieser Formel verbinden: Ob sie als alarmierendes Menetekel für den Verfall einer grundlegenden Lebensordnung der abendländisch-christlichen Kultur verstanden wird, oder als emanzipatorische Vorwegnahme des langersehnten Endes von Ausbeutung und Unterdrückung im Intimbereich sozialen Zusammenlebens. Sie trägt in jedem Fall zu einer Verunsicherung bei, die den Zugang zur öffentlichen Eheschließung, damit auch zur kirchlichen Trauung und zu einer christ-

Zu Frage 5:

Ich erkläre mich angesichts dieser Frage freiwillig als in doppelter Weise befangen: zum einen persönlich, denn ich bin seit über fünfzehn Jahren glücklich verheiratet und habe die Ehe wirklich als eine gute Gabe Gottes erfahren, gerade auch dann, wenn man Lasten abladen muß. Zum anderen stehe ich theologisch zum reformatorischen Eheverständnis. Man denke nur an die Bedeutung des Ehestandes im Rahmen der sogenannten »Drei-Stände-Lehre« oder an die Entstehung des lutherischen Pfarrhauses. Die Ehe wurzelt für mich nach wie vor im Schöpfungswillen Gottes, und die Ehe des Pastors gehört von daher zum Lebenszeugnis der Kirche. Trotz dieser meiner zugegebenen Befangenheit möchte ich diejenigen respektieren oder wenigstens verstehen, die anders denken oder andere Erfahrungen gemacht haben. Das gilt natürlich ohnehin von den bewußt ehelos Bleibenden. Es gilt aber auch von denen, die eine Enttäuschung, ein Scheitern

lichen Führung der Ehe unter Gottes Gebot und Verheißung erschwert, wenn nicht blockiert.

Auf das Symptom der rapide ansteigenden Ehescheidungen reagieren heute auch junge Theologen und Theologinnen mit gesteigerter Sensibilität. Aus der Möglichkeit des Scheiterns schließen sie auf die mangelnde Tragfähigkeit und soziale Unzuverlässigkeit der Ehe. Die Normenkrise führt zu einem normabweichenden Verhalten: junge Paare leben ohne Trauschein zusammen; Pastoren-Ehen werden häufiger geschieden. – Genau an dieser Stelle setzen Fragen, Bedenken und Widerspruch von Kirchenleitungen, Kirchenvorständen und Gemeinden ein. Ich halte sie dann für berechtigt, wenn sie die einzelne Pastorin oder den einzelnen Pastor auf die Einheit von Amt und Person ansprechen, auf die Bedeutung der Trauung als Begründung von Freiheit und Verantwortung in der Ehe hinweisen und jede Ehescheidung als Herausforderung vor allem an die seelsorgerliche Kompetenz kirchlicher Leitungsämter bewerten.

Daß Ehe scheitern kann, wissen Gemeindeglieder genau so gut wie Kirchenvorstände oder Kirchenleitungen. Daraus die einseitige Konsequenz der Verweigerung öffentlicher Eheschließung und Trauung abzuleiten, bringt den Pastor in Konflikt mit der ihm aufgetragenen Verkündigung des Evangeliums von der unbedingten Liebe Gottes zu jedem Menschen und zu dieser ganzen Welt. »Predigen als Beruf« behaftet den Pastor bei seiner Einladung zum unbedingten Vertrauen, zu unverstellter Liebe, die alles mit dem anderen teilt und seine Lasten trägt. Deshalb wirkt sich das persönliche Verhalten des Predigers auch darauf aus, wie sein Dienst als Prediger verstanden und aufgenommen wird. Er kann schwerlich zum Risiko des Vertrauens und der Liebe einladen, direkt oder indirekt auf die Verheißung der Ehe in Gottes Namen hinweisen, Eheleute in den Krisen ihres Zusammenlebens begleiten, wenn er selbst auf die vorgebliche Sicherheit einer »Ehe ohne Trauschein« setzt.

In diesem Zusammenhang wäre auf den begründeten, anstiftenden Charakter der **Trauung** hinzuweisen. Bei abnehmender Selbstverständlichkeit der Inanspruchnahme der kirchlichen Handlung und zunehmender Irri-

durchleiden mußten. Schuld kann man hier bekanntlich nur schwer verteilen, nicht weil es sie nicht gäbe, sondern weil sie meist schon verteilt ist. Darum finde ich es gut, daß im kirchenleitenden Umgang mit gefährdeten Pastoren-Ehen nach meinem Eindruck das seelsorgerliche Motiv vor allen anderen rangiert. Man muß sehen, daß in einer Gesellschaft, in der es so etwas wie eine Krise der Institution Ehe gibt, auch eine Pastoren-Ehe nicht im luftleeren Raum gelebt wird.

tation durch die »Krise der Ehe« erweist sich der christliche Sinn der Trauung gerade darin: die guten Gründe für die Ehe heute öffentlich anzusprechen und darzustellen, aus den Motiven derer, die zur Trauung kommen diese Gründe herauszuhören und ihnen zu selbständiger Artikulation zu verhelfen, die Perspektiven christlicher Hoffnung für den gemeinsamen Weg von Mann und Frau in der Ehe zu verkündigen und sie für die unumgängliche Erfahrung von Krisen und Enttäuschungen als Hilfe zu bezeugen und konkret anbieten. – Hier läge dann auch der Ansatzpunkt für das Seelsorgegespräch mit denen, deren Ehe gescheitert ist.

6. Wie beurteilen Sie das Verhältnis zwischen einem mehr ländlich strukturierten Teil der NELK – Sprengel Schleswig und Holstein – und einem großstädtischen Ballungsraum – Sprengel Hamburg –, der geprägt ist durch abnehmende Kirchenzugehörigkeit, zunehmende Ausländerzahlen, Abwanderung in Randgebiete, ein besonderes Verhältnis zwischen Kirche und Staat, insgesamt also eine große volksmissionarische Herausforderung darstellt?

Zu Frage 6:

Das Verhältnis zwischen einem stärker ländlich strukturierten Teil der NELK, der in den Sprengeln Schleswig und Holstein zusammengefaßt ist, und dem großstädtischen Verdichtungsraum im Sprengel Hamburg, ist zunächst durch die Rahmenbedingungen der Verfassung bestimmt. In der Präambel und den Grundartikeln ist die NELK als geistliche und organisatorische Einheit angesprochen, die sich auf Schrift und Bekenntnis gründet, durch den gemeinsamen Auftrag der »Bezeugung« des Evangeliums in allen ihren Gliedern verbunden und zur ständigen Erneuerung ihres Lebens berufen ist. – Wenn ich richtig sehe, ist diese vorausgesetzte Einheit noch keineswegs umgesetzt in ein gemeinsames Bewußtsein kirchlicher Identität, das historisch gewachsene Eigenarten integriert und aus den volkskirchlich bedingten, soziologischen und ekklesiologischen Verschiedenheiten eine produktive, weil versöhnte Einheit bei struktureller Vielfalt macht. Daß es so etwas wie ein Unterwegssein auf dieses Identitätsbewußtsein hin gibt, meine ich in zahlreichen Gesprächen gespürt zu haben. Den Bischöfen fällt nach Art. 88 (1) der Verfassung auf diesem Wege eine besondere Verantwortung zu.

Die besonderen Probleme des Sprengels

Zu Frage 6:

In dieser Frage sind die Situation des Sprengels Hamburg und die darin liegende Herausforderung an das kirchliche Handeln in ihrem ganzen bedrängenden Ernst zutreffend beschrieben. Was wir brauchen, ist ein Neuaufbruch in allen Horizonten unserer Kirche in Hamburg, eine Zusammenfassung all unserer Kräfte für ein offensives christliches Zeugnis in dieser Stadt. Es muß uns mit Sorge und Unruhe erfüllen, daß unsere kirchlichen Strukturen und Instrumente keineswegs für diese auf den ganzen Ballungsraum bezogene Aufgabe zureichend gestaltet sind. Hier könnten wir viel tun, während wir auf andere Faktoren wie Mobilität oder Abwanderung der Bevölkerung allenfalls einen geringfügigen Einfluß hätten.

Aber die Frage zielt darüberhinaus auf das Verhältnis der drei nordelbischen Sprengel zueinander. Nun gibt es in den anderen großen nordelbischen Städten ja auch wachsende Probleme, die nicht so total anders aussehen wie in Hamburg, und der kleinstädtische wie der ländliche Raum werden heute ebenfalls erheblich unter Druck gesetzt. Es kann also nicht darum gehen, nur noch auf die Hamburger Situation zu blicken und alles andere zu vergessen.

Vielmehr gilt: Es gibt eine gemeinsame

Hamburg, die durch die Stichworte: abnehmende Kirchenzugehörigkeit, zunehmende Ausländerzahlen, Abwanderung in Randgebiete, besonderes Verhältnis zum Staat angedeutet sind, können in der gegenwärtigen transitorischen Situation als Belastung, vor allem in personeller und finanzieller Hinsicht, für die ganze NELK empfunden werden. Das wird sicher in den zuständigen Gremien diskutiert und auf tragfähige Kompromisse verhandelt. Grundsätzlich und unter einer längerfristigen Perspektive ist es sicher so, daß das Kirchesein im Verdichtungsraum Hamburg unter Bedingungen erstritten und erlitten werden muß, die für das Selbstverständnis und die Handlungsstrategien einer Volkskirche von morgen Bedeutung haben können. Insofern hat das spannungsvolle Verhältnis von stärker ländlich strukturierten Lebenseinheiten der NELK zu einem Großstadt-Sprengel eine nach vorn weisende, hoffnungsbestimmte Perspektive: Es geht um die Gestaltung und missionarische Ausrichtung eines kirchlichen Ganzen, das sich als Kirche unterwegs unter der Verheißung Christi weiß; dabei werden die Probleme verschiedener Herkunft, Traditionsprägung und Bedarfsbestimmung nicht ausgeklammert, sondern in das wachsende gemeinsame Identitätsbewußtsein einbezogen. – So meine Vision.

nordelbische Verantwortung für Hamburg und für Kiel, für Angeln und für Eiderstedt, für Lübeck und für Ratzeburg und was sonst noch dazugehört. Meine Frage wäre, ob wir uns im Sinne dieser gemeinsamen Verantwortung schon genügend mit unseren jeweiligen Problemen wechselseitig vertraut gemacht haben.

7. Welche Position beziehen Sie aus christlicher Verantwortung gegenüber der Friedensbewegung und der dadurch auch angesprochenen Problematik des sog. NATO-Doppelbeschlusses?

Insbesondere würden wir eine Stellungnahme Ihrerseits zum Beschluß des Moderaments des Reformierten Bundes, der dazu ergangenen Stellungnahme der EKD sowie der Stellungnahme des Moderators Prof. H.-J. Kraus begrüßen.

Zu Frage 7:

Mein Verhältnis zur Friedensbewegung ist zunächst durch den Grundkonsens bestimmt, daß Krieg in unserer gemeinsamen Welt unter allen Umständen verhindert werden muß, und daß die Kirche deshalb ihre Friedensbemühungen auf allen ihr zugänglichen Ebenen fortsetzen und vertiefen solle. Diese gemeinsame Überzeugung ist neuerlich durch die EKD und den Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR bekräftigt worden: »Kein Ziel oder Wert kann heute die Auslösung eines Krieges rechtfertigen. Die Abwen-

Zu Frage 7:

Die Friedensdiskussion leidet weithin unter falschen Alternativen und schiefen Frontstellungen. Es ist wichtig, dem entgegenzuwirken, und ich möchte deshalb darauf verzichten, an dieser Stelle in wenigen Sätzen ein paar pauschale Urteile abzugeben. Im großen und ganzen stehe ich selbst zu der Linie, die die Organe der EKD in den verschiedenen Stellungnahmen zur Friedensfrage bezogen haben. Insbesondere bin ich der Überzeugung, daß heute nach wie vor verschiedene Optionen aus christlicher Verantwortung

des Krieges ist Voraussetzung für die Verwirklichung von Menschenrechten, von Freiheit und Gerechtigkeit. Die Kirche hat die Verpflichtung, darauf hinzuweisen, daß ein Krieg Freiheit und Gerechtigkeit und mit ihnen die Bedingungen für ein menschenwürdiges Leben nicht verteidigt, sondern vielleicht unwiederbringlich zerstört.« (Arbeitsbericht über die Konsultation von Vertretern des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR und der EKD vom 30. 6. 1982). Angesichts dieser breiten Übereinstimmung in Kirche, der durch die Friedensbewegung nicht widersprochen wird, scheint es mir möglich und notwendig, auch auf die Gefahren hinzuweisen, die von einer weiteren Aufrüstung beider Großmächte ausgehen. Ich habe deshalb dafür gestimmt, als die Synode der EKD bei ihrer Herbsttagung 1982 ihrer Überzeugung Ausdruck gab, daß »die Bedrohung allen Lebens durch eine übersteigerte Rüstung unseren Glauben herausfordert. Wenn wir sie stillschweigend hinnehmen, geraten wir in Widerspruch zu Gott dem Schöpfer, denn sein Auftrag verpflichtet uns zur Bewahrung der Schöpfung und schließt das Recht zu ihrer Zerstörung aus.«

So gesehen ist der NATO-Doppelbeschluß nur in einem Rahmen **ethisch vertretbar**, in welchem sich alle politischen Anstrengungen darauf konzentrieren, Möglichkeiten gewaltfreier Konfliktbewältigung zu finden und wirksame Schritte zu einer kontrollierten Abrüstung zu unternehmen. Der oben zitierte Grundkonsens nötigt alle, die um den Frieden besorgt sind, mit gewaltfreien Mitteln dafür zuzutreten, daß der Verhandlungsteil des Doppelbeschlusses ausgeschöpft und zum Ziel gebracht wird. Das einseitige Setzen auf die Entwicklung neuer Waffensysteme und neuer Strategien ist für Christen weder sittlich noch politisch vertretbar.

Die Erklärung des Reformierten Moderaments basiert m. E. durchaus auf dem Grundkonsens der Evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik und der DDR. Sie strapaziert ihn allerdings auch in einer doppelten Hinsicht: Abweichend von der Friedensdenkschrift der EKD verurteilt sie nicht nur den Einsatz von Massenvernichtungswaffen, sondern auch deren Entwicklung und Bereitstellung. Die Frage, um die gestritten werden muß, lautet also: Bezieht sich das unbedingte

möglich sind, wenn es um das »Wie?« der Friedenssicherung und Abrüstung geht –, und diesem Ziel sind ja alle wirklich maßgeblichen kirchlichen und auch die entscheidenden politischen Kräfte bei uns verpflichtet. Auch die Stellungnahme des reformierten Moderaments, die in ihrem Selbstverständnis als prinzipieller Widerspruch zur Linie der EKD angelegt zu sein scheint, macht in ihrer vierten These einen Vorschlag zu jenem »Wie?«, der geradezu als gradualistisches Konzept anmutet, als ein Konzept nämlich, daß auf ein schrittweises, politisch abgewogenes Vorgehen bedacht ist. Ob dies erfolgversprechende Schritte wären oder nicht, wäre zu diskutieren, und ich habe nicht den Eindruck, der Reformierte Bund wolle sich an dieser Stelle der Diskussion entziehen. Das paßt zwar nicht ganz zu der emphatischen, apodiktischen Ausrufung des »status confessionis«, aber letztere sollte ja auch vor allem, wie der Moderator Professor Kraus inzwischen selbst betont, lediglich auf die »Dringlichkeit« kirchlichen Stellungnehmens hinweisen.

Nein der Christen zum Einsatz atomarer Waffen auch auf die Konstruktion neuer Waffensysteme und deren Lagerung? Und wenn ja: Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für den Christen? Diese Konsequenzen werden in der Erklärung des Moderaments nicht deutlich, was ich für eine Schwäche halte, die das Gespräch belastet.

Als ernstere Belastung hat sich allerdings die These I der Erklärung erwiesen, in der es heißt: »Die Friedensfrage ist eine Bekenntnisfrage. Durch sie ist für uns der Status confessionis gegeben ...« Es mußte der Eindruck entstehen, als sollte der notwendige Streit um den politischen Weg zur Sicherung des Friedens durch die Berufung auf das Bekenntnis abgeschnitten werden und als sollte denen, die sich dem nicht anschließen können, die Bindung an das christliche Bekenntnis abgesprochen werden. Die weitergehende Diskussion in der EKD hat deutlich gemacht, daß dies nicht in der Absicht des Moderaments lag. Es geht auch nicht um die Erneuerung konfessioneller Streitigkeiten im Zeichen der Friedensfrage. Die verschiedenen Stellungnahmen von Professor H.-J. Kraus zeigen vielmehr, daß es einerseits um ein prozeßhaftes Verständnis des Bekenntnisses geht, welches die Kirche herausgefordert sieht zu »einer neuen, konkreten Artikulierung ihres Glaubens« in den akuten Auseinandersetzungen um die Bewahrung des Friedens. Andererseits sollte offenbar bewußt provokativ auf die Labilität des status quo aufgrund gegenseitiger Abschreckung durch die Androhung atomarer Erst- oder Zweitschläge hingewiesen werden. – Damit kehrt aber der Streit zur Basis des obengenannten Grundkonsens zurück. Auf dieser Grundlage können »unterschiedliche politische Auffassungen unter Christen« abgewogen und offengehalten werden.

8. Was halten Sie angesichts der in Frage 2 angeschnittenen Probleme, aber auch darüber hinaus von einem parteipolitischen Engagement von Pastoren?

Zu Frage 8:

Das parteipolitische Engagement von Pastoren muß dort auf Grenzen stoßen, wo – ähnlich wie in Sachen Pastoren-Ehe – der Zusammenhang von öffentlicher Stellung als Amtsträger der Kirche und staatsbürgerlicher

Zu Frage 8:

Es käme für mich persönlich nicht in Frage, mich als Pastor direkt parteipolitisch zu engagieren und etwa einer politischen Partei beizutreten. Ich vermag diese Frage als solche aber auch nicht zu einem Problem mit

Zeitgenossenschaft für die Gemeinde (und damit auch für die verantwortlichen Leitungsgremien der Kirche) zum Problem wird. In einer politisch aufgeladenen Situation wird beinahe jede öffentliche Rede oder Predigt parteipolitisch eingeordnet. Umso wichtiger ist es, daß der Prediger sich von eifernder Gesetzmäßigkeit freihält und nicht unter Inanspruchnahme seiner amtlich abgesicherten Position anderen Lasten und »eindeutige« Entscheidungen auferlegt, die er selbst zu tragen weder – als Pastor! – imstande noch ans ist. Die einschlägigen Bestimmungen des Pfarrergesetzes der VELKD weisen mit Recht darauf hin, daß politische Stellungnahme nicht zur Entfremdung des Seelsorgers von allen, die möglicherweise auf ihn angewiesen sind, führen darf. Schließlich wäre ein klares theologisches Konzept politischer Predigt im Spannungsfeld von **Ethik und christologischer Begründung** Voraussetzung für jedes öffentlich relevante Engagement.

9. Wie gedenken Sie Ihre mit dem neuen Amt verbundene Aufgabe als »Pastor pastorum« inhaltlich auszufüllen?

Zu Frage 9:

Die mit dem Bischofsamt verbundene Aufgabe eines »Pastor pastorum« würde ich in einer Phase der Einarbeitung in das neue Amt so anzugehen versuchen, daß ich vor allem in enger Zusammenarbeit mit den Pröpsten auf ein möglichst deutlich strukturiertes Bild von der Situation der Pastoren und Gemeinden in bereits angesprochenen Verdichtungsraum einer Großstadt dränge. Ein weiterer Schritt wäre ein auf mittlere Fristen angelegter Besuchs- und Visitationsdienst, der neben den Gemeinden auch die kirchlichen Werke einschließt. Meine eigene Tätigkeit als Pfarrer auf gesamtkirchlicher wie auch auf Gemeindeebene hat mich darüber belehrt, daß die Seelsorge an den von Amts wegen zuständigen Seelsorgern nur aus der Nähe gemeinsamer Situationskenntnis und erfahrener Kommunikation – vor allem in theologischer Hinsicht! – gewagt werden kann. Nur so können gemeinsame Zielvorstellungen für das Kirchesein in der Großstadt vermittelt und persönliche Probleme artikuliert werden.

Bekenntnisrang hochzustilisieren, an dem sich in jedem Falle die pastoralen Geister zu scheiden hätten. Entscheidend ist, daß die individuelle politische Position eines Pastors nicht im Widerspruch zu seinem Amt steht und nicht in einer Art und Weise zur Geltung gebracht wird, die seine Glaubwürdigkeit und Gesprächsfähigkeit zu Gemeindegliedern verschiedener politischer Überzeugung beeinträchtigt. Das aber kann bei einem Pastor ohne Parteibuch genauso geschehen wie bei einem, der Mitglied einer Partei ist. Die – immer noch vorhandene – pfarramtliche Autorität für oder gegen eine bestimmte Partei in die Waagschale zu werfen, halte ich jedenfalls in unserer gesellschaftlich-politischen Situation für ganz falsch, ja für verhängnisvoll.

Zu Frage 9:

Ich würde die Frage gern etwas anders formulieren, nämlich so: Was wäre als erstes und wichtigstes im Rahmen der Aufgabe als »Pastor pastorum« zu tun, wenn die Wahl auf einen fällt, der als Vierzigjähriger noch keine Vaterfigur für Pastoren darstellen kann? Ich würde in den sechs Hamburger Kirchenkreisen so viele Besuche machen wie irgend möglich, würde in intensiven Gesprächen mit den Schwestern und Brüdern deren Vertrauen und deren Solidarität zu gewinnen versuchen und würde hoffen, daß die Hamburger Pröpste faire und brüderliche Partner im Amt der Leitung sind. Das Schwerpunktprogramm für ein erstes Amtsjahr brauchte ich nicht zu erfinden, sondern könnte es so gut wie unverändert von Bischof Wilckens übernehmen, der – seinem kürzlich versandten Rundbrief zufolge – zunächst einmal die zu seinem Sprengel gehörenden Kirchenkreise ausgiebig erkundet hat. Aber diese Frage ist hypothetischer Natur, und darum möchte ich sie nur kurz beantworten.

Kein FORUM ohne ROSTRA

Da war auch nicht einer, zu wählen ihn?

Zweifellos war der Bischofwahlausschuß der Synode nicht zu beneiden. Was hat er sich nicht auch für Mühe gegeben. Im gesamten Bereich der Nordelbischen Kirche hat er nach episkopabilen Theologen gesucht, mit suchender Lampe alle Winkel des Landes ausgeleuchtet, doch es blieb dabei: Finsternis deckt alle Erde. Theologen aller Sprengel und Propsteien, schämt euch! Keiner, der Hamburg vorstehen könnte. Keiner, der den offensichtlich sehr strengen und wohldurchdachten Maßstäben genügen konnte. Nach langjähriger und mehrfach EKD-weit praktizierter Übung muß er schließlich einiges vorweisen: ein einfaches P(astor) genügt da nicht, ebensowenig ein bloßes Pr(opst). Das müßte mindestens ein Prof. sein. Auch ein Dr. in den erstgenannten einfachen Verbindungen ist noch keine ausreichende Visitenkarte. Es müßte schon im Gefolge eines Haupt-P. daherkommen.

Doch siehe da. Es ward doch noch Licht. In

Hamburg selbst fand man Dei providentia und dank rechtzeitig veranlaßter Rückkehr einer personalen Leihgabe ans Luth. Kirchenamt wenigstens eine der Bedingungen erfüllt. Und zuvor schon hatte den Wahlausschuß die Kunde aus Erlangen ereilt, in den Mauern dieser Stadt lehrte ein Mann, der ebenfalls die Voraussetzungen erfüllen könnte. Es gibt also doch noch episkopabile Männer in Deutschland! Auf also zum fröhlich Wählen. Sollte TIRO für den Ausschuß ein Fazit ziehen, würde er es mit den letzten Worten des sterbenden Augustus tun: Habe ich die Komödie gut gespielt? Die Antwort mag ihm jeder nach seinem Gusto geben. TIRO P. S. TIRO möchte nicht falsch verstanden werden. Darum möchte er ausdrücklich darauf hinweisen, daß er gegen die Kandidaten nichts hat, ihnen vielmehr ausdrücklich dankt für ihre Bereitwilligkeit, die Fragen ausführlich zu beantworten, – aber manches gegen die Art und die Kriterien des Auswahlverfahrens.